Thomas S. Eberle

Herumschnüffeln – aufspüren – einfühlen. Ethnographie als 'hemdsärmelige' und reflexive Praxis

Dankesrede für den 2. Ethnographiepreis der Hochschule Fulda

Herzlichen Dank, lieber Norbert Schröer, für diese wohldurchdachte und treffliche Laudatio! Und ebenso herzlichen Dank an die Jury, dass sie sich für mich entschieden hat. Es ist ja nicht so, dass andere diesen Preis nicht genauso verdient hätten wie ich. Und eine Jury, die sich anhand eines vieldimensionalen Kriterienkatalogs für eine Rangierung entscheiden muss, hat in der Regel keine einfache Aufgabe. Bei der heutigen Publikationsflut ist es wahrlich eine Ehre, dass sich jemand so gründlich mit meinen Aufsätzen auseinandergesetzt und sogar eine Laudatio dazu verfasst hat!

Ich freue mich daher sehr über diesen Preis. Es ist der bisher dritte Preis, den ich bekommen habe: Zwei erhielt ich am Anfang meiner Karriere, nämlich 1984 für meine Dissertation – den John-Latsis-Preis für hervorragende wissenschaftliche Leistungen sowie den Amicitia-Preis für das beste Doktorat der Wirtschaftswissenschaften an der Hochschule St. Gallen – und nun den dritten zwei Jahre nach meiner Emeritierung. Die Frage stellt sich mir nun natürlich, ob ich dies als krönenden Abschluss meiner Karriere betrachten und mich nun definitiv dem Ruhestand, der Muße und dem ‚dolce far niente' widmen soll, oder ob mir dies nun vielmehr Ansporn sein soll, mich nochmals mit neuem Elan der wissenschaftlichen Forschung und Publikationstätigkeit zu widmen? Zygmunt Bauman's großartiges Lebenswerk ist ja auch erst nach seiner Emeritierung entstanden. Er hat vorgelebt, dass man im Alter immer noch äußerst produktiv sein, ja sogar berühmt werden kann, selbst wenn man es das ganze Leben davor nicht geschafft hat. Soll ich nun ihm nacheifern, mit der ambitiösen Vision der „späten Erleuchtung" und eines durchschlagenden Erfolgs von „Eberles Spätwerk"? Die Jury verbindet mit diesem Preis hoffentlich nicht derartig hochfliegende Erwartungen. Der Preis bezieht sich ja glücklicherweise auf das bereits Geleistete, nicht auf mein Potenzial, und damit wollen wir es zunächst einmal bewenden lassen – ich habe lange genug in Pflichtgefügen gelebt…

Ich muss gestehen, dass mir die Verleihung des zweiten Preises Ethnographie durch die Hochschule Fulda außerordentlich Freude bereitet. Denn erstens verbinde ich mit den Fuldaer Feldarbeitstagen viele schöne und warme Erinnerungen – mit der Hochschule Fulda, der gastgebenden Institution; mit diesen Tagungen, die ich regelmäßig besucht habe, und auch mit der Stadt Fulda, die – gerade im Sommer – ihren besonderen Reiz hat. Die Fuldaer Feldarbeitstage haben ein angenehmes Format: Sie sind übersichtlich, inspirierend, von einem interessierten, wachen Geist durchweht, und bevölkert von sympathischen Leuten; sie sind stets gut organisiert, und es herrscht hier ein angenehmes Klima. Ich habe hier viele neue Kolleginnen und Kollegen kennengelernt, und alte wieder getroffen, aufgrund der Zusammenarbeit mit der Sektion Wissenssoziologie der DGS.

Zweitens ist es so, dass all die Arbeiten, für die ich heute geehrt werde, nur *dank der Fuldaer Feldarbeitstage* überhaupt zustande gekommen sind. Denn es ist den Organisatorinnen und Organisatoren gelungen, jedes Jahr ein spannendes Thema auszuhecken und einen inspirierenden Call for papers zu formulieren. Die Tagung „lebensweltanalytische

Ethnografie“ im Jahr 2011 zu Ehren Anne Honers, mit der ich seit 1988 befreundet war, gab den entscheidenden Anstoß. Der damalige CfP motivierte mich, gemeinsam mit meiner Frau Verena die Folgen ihrer Hirnblutung aufzuarbeiten. Am selben Fall orientierten sich meine Überlegungen zum Tagungsthema „methodologische Aspekte des Feldzugangs“ 2013 – eben: der „schockartige Feldzugang“ – und schließlich auch der CfP 2015 „Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung“, wo ich für phänomenologische Ansätze ethnographischer Approximation eintrat. All diese Auseinandersetzungen sind fest verbunden mit der Hochschule Fulda und der Institution dieser Feldarbeitstage. Gerne setze ich mich nun auch mit dem diesjährigen Thema auseinander.

Eine Seitenbemerkung: Ich habe vergeblich nach einer *Homepage* gesucht, wo alle vergangenen Fuldaer Feldarbeitstage aufgelistet sind, sondern musste die Themen aus meinen eigenen Unterlagen hervorsuchen. In meinem aktuellen Forschungsprojekt zur Geschichte der Soziologie in der Schweiz musste ich feststellen, dass die Soziologen wenig historisches Bewusstsein zeigen: Niemand will sich offenbar die Zeit nehmen, die Geschichte des Instituts festzuhalten und ein Archiv zu pflegen; stattdessen werden alle Akten entsorgt… Fände ich doch schön auf der Homepage des Fachbereichs Sozial- und Kulturwissenschaften: Die *Geschichte der Fuldaer Feldarbeitstage* mit sämtlichen Calls for Papers.

Nun also zum heutigen Thema: *“Herumschnüffeln – aufspüren – einfühlen. Ethnographie als ‘hemdsärmelige’ und reflexive Praxis“.*

Auf Anhieb fiel mir dazu die spontane Frage ein: *Alles nochmals von vorn?*

Uwe Flick schreibt in seinem englischsprachigen Buch *Designing Qualitative Research,* dass die Methodenentwicklung in der qualitativen Sozialforschung mittlerweile so weit fortgeschritten sei, dass man auch qualitative Studien systematisch planen und dabei bestimmte Kriterien erfüllen und eine Reihe forschungsstrategischer Entscheidungen fällen müsse. Zwar gebe es keinen einheitlichen paradigmatischen Kern, aber jeder theoretische Ansatz und jede Art Methodenwissen sei heutzutage so breit ausdifferenziert und fortgeschritten, dass man sich mit diesen Wissensbereichen zwangsläufig auseinandersetzen *müsse* – und nicht gleichsam naiv ins Feld gehen könne. Der von ihm herausgegebene *The Sage Qualitative Research Kit,* zu dem dieses Buch gehört, umfasst dann separate Bände zum Führen von Interviews; zu Ethnographie und Beobachtung; zu Focus Gruppen; zu Visuellen Daten; zu Analysemethoden qualitativer Daten; zu Konversation, Diskurs und Dokumentanalyse; sowie zum Qualitätsmanagement. Dieser Baukasten wird ergänzt und erweitert durch unzählige Lehr- und Methodenbücher zum Thema.

Der CfP für die heutigen Feldarbeitstage greift dagegen nochmals auf Robert E. Park – und implizit Ernest W. Burgess – zurück, auf die *Begründer* soziologischer Feldforschung, also auf die *Anfänge*, als dieses Methodenwissen noch äußerst rudimentär war. Macht das Sinn? Soll Ethnographie selbst 100 Jahre nach Parks erstem Lehrauftrag an der University of Chicago immer noch „als hemdsärmelige Praxis“ betrieben werden? Kein elaboriertes, state-of-the-art Forschungsdesign à la Uwe Flick? Sondern „hemdsärmelig“ – vom Duden erläutert als: locker, formlos, salopp, unbefangen, unbekümmert, unverkrampft und nonchalant? (Das weckt Freude, man spürt unmittelbar die Leichtigkeit des forscherischen Seins… ☺)

Ich meine ja! Gerade auch und vor allem in einer ersten Phase. Für angehende Forscherinnen und Forscher empfiehlt sich dies schon aus didaktischen Gründen. Was die Chicago School erfolgreich praktizierte – und zwar von Park und Burgess über Everett Hughes bis zu Howard Becker und vielen anderen – ist *learning by doing*. Dies widerspiegelte zum einen die verbreitete pragmatische Lebenshaltung der Amerikaner und wurde zum anderen theoretisch untermauert durch die US-amerikanische Philosophie des Pragmatismus. Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang auch den pragmatischen Hinweis auf die verschiedenen Lernstile, die der US-amerikanische Pädagoge David Kolb in einer einfachen Heuristik unterschieden hat:

(HIER GRAFIK 1 EINSETZEN)

Grafik 1: Lerndimensionen nach David Kolb

Diese *Lerndimensionen* repräsentieren unterschiedliche Arten des Lernens. Damit wird in Erinnerung gerufen, dass „Lernen" im Alltagsverständnis oft mit „Lernen für die Schule" bzw. „Lernen aus Büchern" gleichgesetzt wird. Aber man lernt auf unterschiedliche Weisen, und ideal wäre es eigentlich, einen *Lernzyklus durch die vier Dimensionen* zu durchlaufen. Egal, an welcher Stelle man beginnt, entscheidend ist die Frage, ob man zu anderen Lernformen fortschreitet.

(HIER GRAFIK 2 EINSETZEN)

Grafik 2: Lernstil-Profile nach David Kolb

Mit *Lernstilen* bezeichnet Kolb die individuellen Ausprägungen von Präferenzen. Alle lernen unweigerlich von den eigenen, biographisch geprägten Erfahrungen, sowie auch aus der Beobachtung Anderer und von deren Erzählungen. Nicht allen gelingt es, vertieft darüber zu reflektieren – oder gar unter Einbeziehung theoretischer Konzepte. Andere bleiben im Reflektieren und Theoretisieren stecken, und es will ihnen nicht gelingen, dieses Wissen auch in die lebensweltliche Praxis zu übersetzen und auch selbst den eigenen Einsichten entsprechend zu handeln. Wieder andere bleiben bei ihren erfahrungserprobten Handlungsroutinen und würden nie etwas Neues ausprobieren. Dritte wiederum lieben das aktive Experimentieren und versuchen alles immer wieder anders zu sehen und neu zu gestalten. Im Laufe der Sozialisation bildet jeder Mensch gewisse Präferenzen für den einen und Dispräferenzen für den anderen Lernstil aus. Selten ist jemand so einseitig, dass er oder sie sich nur in einer dieser Lerndimensionen bewegt. Betrachtet man aber alle vier Lerndimensionen gleichzeitig, so zeigen sich doch gewisse *Lernstil-Profile:* Die meisten lernen in allen vier Dimensionen, haben aber doch mehr oder weniger starke Ausprägungen in den einzelnen Dimensionen. So ergibt sich bei jedem Menschen zu einem bestimmten biographischen Zeitpunkt ein bestimmtes Lernstil-Profil (das sich natürlich in der Zeit auch wieder verändern kann).

Als *Soziologe* muss ich hinzufügen, dass es natürlich *institutionelle Relevanzsysteme* gibt, die auf bestimmte Lernstile setzen. Erfahrungsorientiert lernen tun wir alle, seit wir auf der Welt sind. Und Kinder lernen schon früh, experimentell zu lernen, also ‚learning by doing and experimenting'. Hochschulen und Universitäten hingegen setzen doch primär auf abstraktes konzeptionelles und theoretisches Lernen – die Erfahrung verschieben sie oft auf später, die

kriegt man dann in der Berufswelt. Vergleicht man die *sozialwissenschaftlichen Methodenkurse* deutschsprachiger Hochschulen und Universitäten, so bestehen viele von ihnen primär in der Vermittlung von theoretischen, methodologischen und methodischen Wissensbeständen, nicht jedoch im learning by doing. Seit der Bologna-Reform stehen dafür vielerorts auch schlichtweg zu wenig Credit points zur Verfügung. Wer kann sich denn innerhalb der gegenwärtigen Lehr- und Lernstrukturen überhaupt *„forschendes Lernen"* leisten? Haben wir überhaupt den Spielraum, unsere Studierenden einfach mal ins Feld zu schicken und mit ihnen anschließend gemeinsam zu reflektieren, was sie für Erfahrungen gemacht haben und wie die Vorgehensweisen methodisch verbessert werden können? Wir an der Universität St. Gallen, die ihre Studierenden hohen Leistungsanforderungen aussetzt – gerade auch, um sie fit für führende Positionen in der Wirtschaftspraxis zu machen – haben diesen Spielraum nur sehr marginal. Umgekehrt werden Methodenkurse von unseren Studierenden gehasst, weil sie so trocken, uninteressant und dröge sind. Es stellt sich daher die Frage: Sind die hehren Ideale und Standards, die wir an solch schönen Tagungen verkünden, in den real existierenden Strukturen der höheren Bildungsinstitutionen überhaupt realisierbar – oder bleiben sie eben doch primär Wunschdenken? Denn *das Beobachten und Sammeln von Erfahrungen im Feld braucht Zeit*, und ebenso viel Zeit und eine enge Betreuung erfordert die gemeinsame Reflexion dieser Beobachtungen und Erfahrungen.

Was mir persönlich am *experimentellen und erfahrungsorientierten Denken* gefällt ist, dass beide die Rückbesinnung aufs Grundsätzliche, aufs Wesentliche fördern. Wühlt man sich durch die gegenwärtigen Methoden-Lehrbücher, droht man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen. Wir alle kennen das. Angehende Forscherinnen und Forscher klammern sich dann oft an methodische Leitlinien und Vorgaben, selbst wenn es sich bei qualitativer Forschung ja um eine nicht-standardisierte Forschungsweise handelt. Aber sie wollen ja nichts falsch machen, wenigstens nicht grundsätzlich falsch. Und fortgeschrittene Forscherinnen und Forscher müssen für die Einwerbung von Drittmitteln in der Regel bereits ein gehaltvolles Forschungsdesign vorlegen – aber auch sie tun anschließend gut daran, das Feld möglichst unbefangen zu betreten. *Um Neues zu entdecken, braucht man Offenheit, und um der eigenen Kreativität Raum zu geben, braucht es Freiraum.*

Es geht eigentlich um das, was Jo Reichertz eine *„abduktive Haltung"* nannte und worin er letztlich die Essenz, den eigentlichen Kern von Peirce's Reflexionen über Abduktion erblickte: neugierig sein, viel und intensiv beobachten, offen sein für Neues, stets bereit sich überraschen zu lassen… Eine solche Haltung kann man nicht nur in der Rolle als Forschende, sondern auch in der eigenen Lebenspraxis einnehmen. Man entdeckt in der eigenen Lebenswelt dadurch nicht nur neue ethnographische Forschungsfelder, sondern lernt auch, routinisierte Blickweisen aufzubrechen und durch alternative Blickweisen zu ersetzen. Mir persönlich hat die *Phänomenologie* nachhaltig geholfen, dies auch praktisch zu tun. Sie hat mich unterscheiden gelehrt zwischen dem, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können – also unseren Sinnesempfindungen einerseits und den verschiedenen appräsentierten Wissensbeständen anderseits, die beide durch synthetische Akte unseres Bewusstseins zu einem „sinnhaften Phänomen" konstituiert werden. Und Schütz hat mir bewusst gemacht, wie sich diese sinnhaft konstituierten Phänomene verändern, wenn man sie anders typisiert – was wir je nach Relevanzsystem laufend tun. Die mundanphänomenologischen Analysen von Schütz haben mich gelehrt, mein Sensorium für unterschiedliche Sinnschichten und deren Transformationen zu entwickeln und mein

Bewusstsein zu schärfen für die Perspektivenunterschiede und Analogieschlüsse zwischen ego und alter ego. *Man kann den Anderen stets nur approximativ verstehen.*

Will man im Feld Neues entdecken, muss man die eigenen Wissensbestände auch mal einklammern, also für den Moment außer Kraft setzen können. Dabei geht es zum einen um die Einklammerung des wissenschaftlichen Wissens, aber auch von Teilen unseres Alltagswissens. „Dummheit als Methode" quasi, wie das Ronald Hitzler mal genannt hat. Husserl hat mit seiner *epoché* dafür den Weg gewiesen. Auch seine Methode der eidetischen Reduktion, bei der Sinnschicht um Sinnschicht abgetragen wird, oder seine Methode der freien Variation, mit der Phänomene in der Phantasie variiert werden, selbst über ihre empirische Anschaulichkeit hinaus – finde ich sehr hilfreich, um im Feld andere Blickweisen zu generieren. Eine solche *Anwendung phänomenologischer Methoden in der Feldforschung* entspricht natürlich nicht der philosophischen Strenge, die Husserl propagierte; Ethnographen verfolgen auch nicht das Ziel, ein *eidos*, also das ‚Wesen' der Phänomene herauszuschälen – die Anwendung dieser Methoden im Kontext der Feldforschung erfolgt vielmehr heuristisch – „hemdsärmelig" eben.

Bei all meinen Auseinandersetzungen mit Soziologie und Philosophie blieb für mich immer das Grundanliegen: Was implizieren sie – neben der intellektuellen Faszination – für *meine persönliche Lebens- und Forschungspraxis.* Lerne ich daraus etwas – neben der intellektuellen Faszination, die einen ja in endlose, rekursive Sinnwelten abheben lassen kann – was mein Leben und meine Forschung unmittelbar verändert? Während meiner Dissertationszeit in Kalifornien traf ich immer wieder Amerikaner, die mir mit Begeisterung und Inbrunst versicherten: „This book changed my life!" In der Schweiz, deren Kultur durch mehr Nüchternheit geprägt ist, war mir dieser Ausspruch zuvor nie begegnet. Im Laufe meiner langjährigen Beschäftigung mit der phänomenologischen Lebensweltanalyse ist mir indes plötzlich klar geworden: *Schütz changed my life!* Und zwar indem er mir ganz neuartige Blickweisen auf meine eigene Lebenswelt eröffnete.

Hilft mir meine langjährige Beschäftigung mit Phänomenologie und Verstehender Soziologie, andere Menschen im Alltag adäquater zu verstehen? Oder ist alles nur abgehobene Theorie? Ich bin mir bewusst, dass dies eine kleine Idiosynkrasie von mir ist, die viele meiner Kolleginnen und Kollegen nicht teilen – aber diese Art von *Verbindung von Theorie und Praxis, von theoretischen Einsichten und Lebenspraxis*, war mir persönlich immer wichtig. Und sie passt wohl vorzüglich in den Kontext einer Fachhochschule. Die Beschäftigung mit Phänomenologie hat meine *Wahrnehmungssensibilität* erheblich gesteigert, und ebenso meine *Reflexionskompetenz* und nach meiner Einschätzung auch meine *Fähigkeit, andere Menschen adäquater zu verstehen*. Die Mundanphänomenologie von Alfred Schütz eignet sich meines Erachtens außerordentlich gut als epistemologische Grundlage ethnographischer Forschung.

Phänomenologie geht immer von der subjektiven Wahrnehmung und Erfahrung eines bewusstseinsbegabten, leiblichen Subjekts aus. *Exploration im Feld ist immer eine sinnlich-sinnhafte Erfahrung:* Wir nehmen mit unseren Sinnen wahr und interpretieren Wahrgenommenes sinnhaft. Es ist interessant, dass sich die meisten qualitativ Forschenden, und selbst Ethnographinnen und Ethnographen, in der Regel auf das visuell Beobachtbare und – wenn sie sich nicht gerade mit Musik beschäftigen – auf das gesprochene Wort beschränken. Die anderen Sinnesempfindungen bleiben unbeachtet. Die Soundscapes, also

Geräuschlandschaften, die Gerüche, das mit dem Tastsinn oder dem Geschmackssinn Erlebbare, bleiben unthematisiert. Wenn wir also Neues entdecken wollen, kann man sich auch einfach mal all unseren blinden Flecke zuwenden. Sarah Pinks Idee der *„sensory ethnography“* macht durchaus Sinn! Kein Wunder, stammt sie von einer Sozialwissenschaftlerin, die sich mit Design befasst.

“Herumschnüffeln – aufspüren – einfühlen“ sind auffallend *sinnliche Begriffe*. Vor sechs Jahren hat Hans-Georg Soeffner in seinem Abendvortrag hier in Fulda angeregt, wir sollten uns mehr der *Synästhesie der Sinne* zuwenden. Den Faden aufnehmend, habe ich mich daraufhin mal der *olfaktorischen Wahrnehmung* zugewandt und gestaunt, wie wenig darüber bisher geforscht worden ist. Das Wenige, das es gibt, kommt primär aus der phänomenologischen Ecke. Wie wichtig der Geruchssinn in der alltäglichen Orientierung ist und wie dramatisch die Konsequenzen sind, wenn er gestört ist, hatte ich ja gerade bei der Fallstudie zur Hirnblutung meiner Frau erkannt. Wer gewisse Räume nicht mehr betreten kann, und gewisse Gerichte nicht mehr essen kann, weil das Geruchsamalgam in beiden Fällen zu überwältigend sind, wird deren Relevanz wohl nie mehr vergessen.

Die entsprechenden Erörterungen helfen uns heute Abend allerdings nicht weiter, ist das „Herumschnüffeln“ im vorliegenden Zusammenhang doch lediglich metaphorisch gemeint. „Herumschnüffeln“ im ursprünglichen Sinne hätte den Vorteil, die Geruchslandschaften ethnographisch mit zu thematisieren. Beim *„Herumschnüffeln“ im metaphorischen Sinn* fragt man sich allerdings, ob es klug ist, ethnographisches Explorieren mit einem Begriff zu bezeichnen, der in der Umgangssprache mit derart abwertenden Konnotationen belegt ist. Peter L. Berger schrieb in seiner Einladung zur Soziologie zwar zu Recht, dass Soziologen neugierig seien – sein müssten –, doch macht sich schnell unbeliebt, wer seine Nase in alles steckt – *nosing around*. Ein Schnüffler ist ein Spion, und beide sind potentielle Verräter. Wer herumschnüffelt, gehört nicht dazu. Um wirklich Zugang zu einem Feld und seinen Akteuren zu kriegen, muss man sich in den meisten Fällen – wenn es sich nicht um eine Studie im öffentlichen Raum handelt – mit dem Aufbau von *Beziehungen zu den Feldakteuren* beschäftigen – wie dies Norbert Schröer (in diesem Band) so treffend beschrieben hat. Und dann geht es zugleich um *Mitspielkompetenz*, die Jo Reichertz (in diesem Band) vertiefend behandelt. Mitspielkompetenz ist für Garfinkel ja das ausschlaggebende Adäquanzkriterium ethnomethodologischer Interpretation: Man hat eine Handlungssequenz nur dann richtig verstanden, wenn man sie auch selbst ausführen kann.

Reicht es, mitspielen zu können, oder geht es in der ethnographischen Forschung auch darum, die anderen *Akteure tiefgründiger zu verstehen: the native’s view?* Geht es auch darum, sich in sie *einzufühlen*? Daran scheiden sich die Geister, selbst unter Wissenssoziologinnen und -soziologen. Mitspielkompetenz ist ein interaktionistisches Konzept, den Anderen zu verstehen demgegenüber ein klassisches Anliegen Max Webers, aber analytisch adäquater geklärt durch Alfred Schütz. Die zwei Hauptfragen sind also: *Wollen wir den Anderen überhaupt verstehen?* Über das hinaus, was Mitspielkompetenz erfordert? Und zweitens: *Können wir den Anderen überhaupt verstehen?* Schütz hat sich bekanntlich mit der zweiten Frage auseinandergesetzt, seine Strukturen der Lebenswelt können als Theorie des Verstehens gelesen werden. Schütz hat sich bekanntlich gegen Max Schelers Einfühlungstheorie gewendet und argumentiert, man könne sich immer nur in sich selbst einfühlen. Zwar assoziieren wir eigene Schmerzempfindungen mit den körperlichen Ausdrucksanzeichen, die wir bei Anderen beobachten und als Schmerz interpretieren – aber

dies bleibt eine Operation per Analogieschluss. Nach Schütz kann man *den Anderen stets nur approximativ verstehen, nie vollständig* – aufgrund des unterschiedlichen biographie-bestimmten subjektiven Wissensvorrats wie auch unterschiedlicher Relevanzsysteme. Aber eine Approximation wird als möglich erachtet. Ich habe den Eindruck, dass die Phänomenologie mir substantiell geholfen hat, andere Menschen besser zu verstehen als ich es vorher konnte. Ich habe den Eindruck, dass ich mich besser in die Lage Anderer versetzen, ihre Perspektive rekonstruieren und subtile Sinnmodifikationen beachten und achten kann. Die Approximation kann man nicht beweisen, sie bleibt gewissermaßen immer spekulativ. Aber ich finde bereits das *Ideal möglichst großer Approximation erstrebenswert* – als Ansporn, es wenigstens zu versuchen – gegenüber all den nüchternen und ernüchternden Stellungnahmen, dies sei eh unmöglich und daher gar nicht anzustreben. Das *Postulat der Sinnadäquanz* setzt auf größtmögliche Approximation. Und hierin liegt gerade die Stärke der interpretativen qualitativen Sozialforschung gegenüber standardisierten Vorgehensweisen: dass sie dies eher leistet. Daher habe ich immer wieder vorgeschlagen, in der Qualitativen Forschung nicht von „Validität" zu sprechen, sondern von „Sinnadäquanz". Sie ist das viel treffendere Kriterium für unsere Forschung.

Approximation ist nicht möglich ohne Nähe, und auch nicht ohne Dialog. Um zu verstehen, wie ein anderes Subjekt die Wirklichkeit wahrnimmt, kann ich es nicht nur beobachten und daraus Rückschlüsse ziehen, sondern ich muss mit ihm *die subjektive Wirklichkeitswahrnehmung auch dialogisch rekonstruieren*. Dialogisch meint, ich muss gemeinsam mit dem Anderen versuchen, sie zu erschließen. *Dies setzt bei beiden Wahrnehmungssensibilität und Sprachkompetenz voraus.* Phänomenologen sind sich bewusst, dass subjektive Erfahrungen und kommunizierte Erfahrungen unterschieden werden müssen – obwohl dies in der Qualitativen Forschungsszene kaum jemand tut. Wir alle wissen indes aus unserer Alltagserfahrung, dass es oft schwierig ist, Erfahrungen auf den Begriff zu bringen und zu versprachlichen. Dies impliziert eine *gesunde Skepsis gegenüber entsprechenden Versprachlichungsversuchen*. Ich kann daher die in der Qualitativen Forschung entstandene Praxis, Interviews minutiös zu transkribieren und anschließend in dieser objektivierten Form zu analysieren, nicht unbesehen gutheißen. Alle, die schon selbst mal interviewt wurden, wissen, dass die geäußerten Formulierungen oft nur tentativ sind und man dasselbe schon im nächsten Moment anders erzählen würde. Oder erst recht nach einigen Tagen oder Wochen, nachdem man weiter über die Fragen nachgedacht hat. *Dialogisch rekonstruieren* heißt , einzelne kommunikative Äußerungen nicht zum Nennwert zu nehmen – sie also nicht als Objektivationen zu betrachten, die eine objektive Erfahrungsrealität repräsentieren –, sondern sie als Mosaikstein auf dem Weg zu einem vertieften Verständnis zu betrachten. Um es mit Max Weber zu sagen: Strebt man nach Sinnadäquanz, ist es *nicht wichtig, was die Leute gesagt haben, sondern was sie gemeint* haben. Und das muss subtil erschlossen werden.

Mit dem Begriff *„phänomenologische Hermeneutik"* bezeichne ich eine phänomenologisch begründete Verstehenslehre. Schütz' phänomenologische Lebensweltanalyse hat nachhaltig dazu beigetragen, dass ich meine Frau besser verstehen konnte. Meine Frau, die nach ihrer Hirnblutung plötzlich eine ganz andere Person war und mir plötzlich in vielem fremd erschien. Das Ziel oder *Ideal sinnadäquaten Verstehens*, das nach höchstmöglicher Approximation strebt, ist zwar ambitiös, hat mich aber auch *vor vorschnellen Verständnisillusionen bewahrt*. Dauernd kritisch zu reflektieren, ob man tatsächlich adäquat verstanden hat, ist essentiell – und plausibilisiert auch die Ergebnisse, soweit eben möglich.

Ein *hoher Grad an Reflexivität* im dialogischen Erschließen fremder Wirklichkeitskonstruktionen ist der Schlüssel. Ein hoher Grad an Reflexivität ist auch ganz allgemein der Schlüssel für eine ergiebige ethnographische Forschungspraxis.

Bemerkenswert ist nun, dass mir meine Frau auf der Autofahrt nach Fulda erzählte, dass unsere gemeinsame dialogische Rekonstruktion des Erlebten, meine vielen Nachfragen und die beständigen Klärungsversuche *wesentlich zu ihrer Heilung beigetragen* hätten – sie hätten ihr deutlich geholfen, ihre traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten! Das war mir neu.

Damit sind wir wieder beim *Theorie-Praxis-Verhältnis!*

Ob wir mit der Theorie beginnen oder mit der Forschungspraxis – ob wir zuerst Theorien, Methodologien und Methoden erlernen oder zuerst ins Feld eintauchen – *das Wichtigste bleibt, sie miteinander in Verbindung zu bringen* – genau wie beim Lernzyklus. Bei abstrakten Wissensbeständen also zu fragen: Was bedeutet dies für meine Forschungs- und Lebenspraxis? Und bei konkreten Erfahrungen fragen, mittels welcher Ressourcen kann ich dies gewinnbringend reflektieren?

Dabei stellt sich immer die Frage: Welches könnte ein geeigneter epistemologischer, theoretischer und methodologischer Rahmen sein? Die multiparadigmatischen Sozialwissenschaften bieten eine große Auswahl. Bemerkenswerterweise entscheiden sich viele schon früh in ihrer Karriere für einen bestimmten Ansatz und bleiben dabei, ohne sich nach Alternativen umzusehen.

Ich habe hier ein *Plädoyer für eine phänomenologische Soziologie* gehalten – eigentlich völlig unbeabsichtigt, es hat sich einfach so ergeben – Sie spüren, da war auch ein bisschen Leidenschaft dabei. Die Phänomenologie setzt bei der subjektiven Wahrnehmung und Erfahrung an; sie hat ein Subjekt-Konzept, das leiblich-sinnliche Erfahrungen sinnhaft – also mittels gesellschaftlicher Wissensbestände – konstituiert, das also seine Beobachtungen interpretiert und auf seine Erfahrungen reflektiert; das sich in einer Umwelt materieller Objektivationen befindet und mit anderen Subjekten kommuniziert – und mit einigen davon in einen vertieften Dialog tritt. Das ist ein theoretischer Bezugsrahmen, der stets erlaubt, auch die eigene Forschungsarbeit mit zu reflektieren. Demgegenüber operieren viele andere Ansätze mit Taschenspielertricks – oft derart kunstvollen, dass sie erst durchschaut werden müssen. So abstrakt, fremd und kompliziert Phänomenologie klingen mag – ich halte sie gerade auch für eine Fachhochschule, die von ihrer Zielsetzung her praxisorientiert ist, für einen sehr geeigneten Ansatz.

Der Korreferent meiner Dissertation, emeritierter Ordinarius für Philosophie, mittlerweile 87 Jahre alt, hat mir Ende Mai 2017 zum Geburtstag gratuliert und geschrieben:

> „In den Erinnerungen, die uns verbinden, vernehme ich einen gemeinsamen Grundklang, der im phänomenologischen Bass lokalisiert ist. Ich bewundere, dass Du diesen Klang aufgenommen und eigenständig konstant weiterentwickelt hast. Ich selbst bohre in transzendentale Tiefen, Du aber gewannst einen praktischen Zugang in die Phänomene, wie Deine Rettung Verenas aus ihrer Verlorenheit in verfremdete Wirklichkeiten bewiesen hat. Das bewundere ich.“

Mein verehrter Lehrer, dieser hoch philosophisch Gelehrte, der oft in alltagsfernen, ja alltagsenthobenen Sinnwelten schwebt, hätte mir kein größeres Kompliment machen können. Er bezog sich dabei genau auf jene Arbeiten, die ich – anfangs gemeinsam mit meiner Frau – für die Fuldaer Feldarbeitstage entwickelt und für die ich heute den Preis erhalten habe. So praktisch kann Phänomenologie sein – man muss einfach vermeiden, sich in transzendentalen Tiefen bohrend zu verlieren, sondern den Mut haben, sie auf die eigene Lebenspraxis und konkrete empirische Felder anzuwenden – hemdsärmelig eben! Wie treffend unser Tagungsthema doch zu meinem Preis passt!

Herzlichen Dank!

Referenzliteratur

Bettmann, Richard & Schröer, Norbert (2016). „Kollaborative Ethnographie“ oder: Qualitative Sozialforschung als komplexe lebensweltanalytische Teamarbeit. In: Hitzler, Ronald & Kreher, Simone & Poferl, Angelika & Schröer, Norbert (Hrsg.). Old School – New School? Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung. Essen: Oldib Verlag, S. 163-175

Eberle, Thomas S. (1984). Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften. Bern/Stuttgart: Paul Haupt

Eberle, Thomas S. (1999). Sinnadäquanz und Kausaladäquanz bei Max Weber und Alfred Schütz. In: Hitzler, Ronald & Reichertz, Jo & Schröer, Norbert (Hrsg.). Hermeneutische Wissenssoziologie. Konstanz: UVK, S. 97-119

Eberle, Thomas S. (2011). Abduktion in phänomenologischer Perspektive. In: Schroër, Norbert & Bidlo, Oliver (Hrsg.). Die Entdeckung des Neuen. Qualitative Sozial- und Kommunikationsforschung als Hermeneutische Wissenssoziologie. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 21-44

Eberle, Thomas S. & Rebitzke Eberle, Verena (2012). „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung.“ Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung. In: Schröer, Norbert & Hinnenkamp, Volker & Kreher, Simone & Poferl, Angelika (Hrsg.). Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib-Verlag, S. 325-343

Eberle, Thomas S. (2013). Regaining Sense-Connexions after Cerebral Hemorrhage. In: Schutzian Research 5: 81-102

Eberle, Thomas S. und Chris Steyaert (2013). OE lehren an der Universität. Ein erfahrungszentrierter Ansatz mit Organisationssimulation. In: OrganisationsEntwicklung 2/13, S. 54-63 (Kurzfassung der Lernstile von David Kolb auf S. 55-57)

Eberle, Thomas S. (2015). Plötzlich mitten ins Feld geschubst – Der schockartige Feldzugang. In: Poferl, Angelika & Reichertz, Jo (Hrsg.): Wege ins Feld - Methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib-Verlag, S. 57-71

Eberle, Thomas S. (2015). Phänomenologie der olfaktorischen Wahrnehmung. Ein Beitrag zur Synästhesie der Sinne. In: Ronald Hitzler (Hrsg.). Hermeneutik als Lebenspraxis. Ein Vorschlag von Hans-Georg Soeffner. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 22-34

Eberle, Thomas S. (2015). Exploring another's subjective life-world: A phenomenological approach. In: Journal of Contemporary Ethnography, October, vol. 44 no. 5, pp 563-579

Eberle, Thomas S. (2015). Subjektive Erfahrung, intersubjektive Verständigung und Sozialität. Phänomenologische Erörterungen. In: Poferl, Angelika & Schröer, Norbert (Hrsg.). Wer oder was handelt? Zum Subjektverständnis der hermeneutischen Wissenssoziologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 147-163

Eberle, Thomas S. (2016). Phänomenologische Ansätze ethnografischer Approximation. In: Hitzler, Ronald & Kreher, Simone & Poferl, Angelika & Schröer, Norbert (Hrsg.). Old School – New School? Zur Frage der Optimierung ethnographischer Datengenerierung. Essen: Oldib Verlag, S. 51-67

Hitzler, Ronald (1991). Dummheit als Methode: eine dramatologische Textinterpretation. In: Garz, Detlef & Kraimer, Klaus (Hrsg.). Qualitativ-empirische Sozialforschung : Konzepte, Methoden, Analysen. Opladen: Westdt. Verl., S. 295-318

Kolb, David A. (1984). Experiential learning: Experience as a source of learning and development. Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall

Kolb, David A. (2000). Facilitator's guide to learning. Philadelphia, PA: HayGroup.

Pink, Sarah (2015). Doing Sensory Ethnography. 2nd ed., London: Sage.

Reichertz, Jo (2003). Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.

Schütz, Alfred (2004). Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. ASW Bd. II (hgg. v. M. Endress und J. Renn). Konstanz: UVK.

Soeffner, Hans-Georg (2012): Der Eigensinn der Sinne. In: Schröer, Norbert & Hinnenkamp, Volker & Kreher, Simone & Poferl, Angelika (Hrsg.). Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib, S. 461-474